

KILL YOUR DARLINGS

Die Debatten über Fehltritte diverser FEMINIST:INNEN zeigen: Heroisches Abkulten von Einzelpersonen schadet am Ende allen – vor allem dem Feminismus selbst. Autorin ELISABETH KRAINER erklärt, warum das gefährlich sein kann und HELD:INNENTUM abgeschafft werden sollte

K

inder sind manchmal sonderbar. Ich selbst war im Alter von zehn Jahren zum Beispiel stark an Christina Aguilera in ihrer radikalen „Stripped“-Epoche interessiert. Als das Album erschien, hatte ich natürlich nicht den blassesten Schimmer, was ich da hörte, meine Eltern offensichtlich auch nicht. Trotzdem hat es mich begleitet, mit jedem verstrichenen Jahr verstand ich mehr von den Strophen und Hymnen, die Aguilera mit 80 Dezibel aus den Kopfhörern meines Discmans brüllte. Vielleicht wurde ich deshalb zur Feministin, weil Aguilera und Lil' Kim mir schon 2003 „Can't Hold Us Down“ in die Gehörgänge pflanzten. Drei Alben und 27 Poster später war sie meine Heldenin, über die ich nichts kommen ließ. Heute denke ich, das lag an dem Kämpferischen, dem Narrativ einer, die sich nicht unterkriegen ließ, um irgendwann ganz oben anzukommen und die Welt ein Stück weit besser zu machen. Christina Aguileras Geschichte war vielleicht der erste Held:innenmythos, der mich über Jahre einnahm.

Ich habe bis heute einen Soft Spot für Aguilera, „Stripped“ schallt immer noch aus meinen Kopfhörern. Die Art der Erzählungen sehe ich fast überall. Ich sehe Held:innen in Serien, Büchern und Märchen mit unterschiedlichsten Facetten. Kämpferische Einzelgänger:innen, die sich hingeben, um die Welt besser zu machen. Nicht immer sind sie feministisch. Wir Menschen haben irgendwann bemerkt: Gewisse Dinge verstehen wir erst dann, wenn wir uns Geschichten über sie erzählen. Seit es diese Erzählungen gibt, gibt es auch die Heldenreise. Der Monomythos des Heldenstums nimmt seine Anfänge bei Homer in der griechischen Dichtung und zieht sich bis in heutige Hollywood-Erzählungen. Im Mittelpunkt: ein smarter Typ (heute manchmal auch eine makellose Frau), der Grenzen übertritt, mit sich hadert, am Ende aber selbstlos und opferbereit die Menschheit rettet. In Deutschland hat es das Heldenstum aus guten Gründen nicht so leicht. Trotzdem kann man beobachten, dass der Begriff zuletzt immer häufiger durch Medien schwirrt, der Held und der Antiheld in zeitgenössischen Erzählungen aus allen Bereichen bemüht werden – in der Kultur, der Politik und im Privaten. Das ist genauso eindimensional wie verlockend. Je komplexer die Zeiten, desto eher sehne ich mich nach einfachen Lösungen, nach Gut gegen Böse, nach klaren Verhältnissen. Da kommen Held:innen gerade recht. Der Soziologe Ulrich Bröckling sieht das in seinem Buch „Postheroische Helden: Ein Zeitbild“ kritisch: Der klassische Held überschreite Grenzen und werde dafür gefeiert, er liefere sich selbst aus zum Wohl der Allgemeinheit. Dabei vergesse man, dass des

*„Je komplexer die ZEITEN,
desto EHER sehne ich
mich nach einfachen
LÖSUNGEN, nach GUT
gegen BÖSE, nach
KLAREN Verhältnissen“*

einen Helden des anderen Schurke sei. Der herkömmliche Held ist pathetisch, potent, eine Männlichkeitsfantasie. Er ist gut, seine Gegner:in ist böse. Besonders im Feminismus, der versucht, das übermächtige Patriarchat zu demontieren, das wir alle über Generationen auf Lunge inhaliert haben, ist es dankbar, die Last auf einer Handvoll Akteur:innen abzuladen. Ich bewundere diejenigen, die Ungerechtigkeit sehen, wo ich sie aus meinem privilegierten Elfenbeinturm noch nicht mal erahne. Ich sauge auf, was sie zu feministischen Diskussionen beitragen, über Care-Arbeit, soziale Ungleichheit, Gendergaps. Und immer öfter stolpere ich über die Art, wie ich diese Menschen idealisiere. Ich vergesse, dass hinter der heroischen Fassade Menschen stecken und ich ihnen mit meiner Idee des Held:innentums ziemlich viel zumute. Der Unterschied zu Christina Aguilera: Die Poster in meinem Teenie-Zimmer waren eine geduldige Projektionsfläche. Ich konnte sie verbiegen und in eine Schublade quetschen, ihre Fehltritte kamen kaum bei mir an. Heute merke ich: Ganz so einfach ist es nicht. Seit Idole auf Social Media greifbar werden, muss ich mehr Ambivalenz in mein ehemals postertapeziertes Teenie-Hirn lassen. Held:innentum ist eine Rolle, der niemand gerecht werden kann. Das erkenne ich heute, wenn Menschen, die ich als persönliche Held:innen betitelt hätte, in Interviews Quatsch labern oder plötzlich Richtungen einschlagen, die allem widersprechen, was ich auf sie projiziert hatte. Held:innentum fordert Eindeutigkeit, die es in vielen Bereichen nicht gibt. Es suggeriert ein Gut und Böse wie in Marvel-Filmen. Meine Held:innen haben nichts Übermenschliches, und trotzdem erwarte ich von ihnen moralische Überlegenheit.

Das nützt am Ende niemandem. Die Aufmerksamkeit für gesellschaftliche Belange verschiebt sich in Richtung persönlicher Erwartungen. Wenn es im Internet persönlich wird, übertönen Beleidigungen oft berechtigte Kritik. Denn die gibt es.

Held:innen haften immer noch an der Idee der zwar hadernden, aber unfehlbaren Einzelperson. Doch Einzelkämpfer:innen können keine gesamtgesellschaftlichen Probleme lösen. Dieses Abkulten individueller Stimmen negiert, wie viele Menschen und deren Arbeit hinter echtem Wandel stecken. Held:innentum lässt Zwischentöne verschwinden, weil es Erfolge auf göttesgleiche Individuen reduziert, die heute nicht mehr halten können, was der Mythos mal versprach. Vielleicht wird es also Zeit für eine neue Erzählung im Feminismus. Eine, die ohne idealisierte Einzeldarsteller:innen auskommt. Bitte nicht verwechseln mit einem Freifahrtschein für Fehlverhalten. Die Autorin Roxane Gay plädiert in ihrem Essay „Bad Feminist“ für einen Feminismus, der das überzeichnete Bild, das wir von Feminist:innen haben, aufbricht und Seiten zeigt, die nicht perfekt in die Kategorien Gut und Böse passen. Erster Schritt: Fehltritte reflektiert kritisieren und Erfolge gebührend feiern, ohne sie ideologisch aufzuladen. Keine Ikonen mit ergebener Gefolgschaft, sondern ein Team mit guter Kritikkultur. Mein Vorschlag für die Team-Hymne: „Can't Hold Us Down“.